Das Jüdische Echo

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Vierteljährig Mk. 9.—, Halbjährig Mk. 18.—, Ganzjährig Mk. 36.—, Einzelnummer Mk. 1.— / Verlag, Auslieferung d. „Jüdischen Echo“: München, Herzog Maxstraße 4.

Der Zionismus und seine Parteien

Anzeigen: Die viergesp. Millimeter-Zeile Mk. 2.50. Wiederhol. Rabatt. — Familien-Anz. Ermäßigung. — Anzeigen - Annahme: Verlag des „Jüdisch. Echo“, München, Herzog Maxstraße 4. Fernsprecher: 53099. Postscheck-Konto: München 3987.

Ausgabe A | **Nr. 9 / 3. März 1922** | **9. Jahrgang**

1922 Wochenkalender 5682

	März	Adar	Bemerkung
Sonntag	5	5	
Montag	6	6	
Dienstag	7	7	
Mittwoch	8	8	
Donnerstag	9	9	
Freitag	10	10	
Samstag	11	11	תצוה פ' זכור

Das Jüdische Echo

Nummer 9 3. März 1922 **9. Jahrgang**

Der Zionismus

Es ist noch kein Menschenalter her, da wehrten sich offizielle Vertreter des deutschen Judentums gegen die Errichtung von Bnei-Brith-Logen, weil sie glaubten, daß ein Zusammenschluß von Juden in den Logen ihrem Deutschtum abträglich sei. Man kann sich leicht vorstellen, wie dieses offizielle deutsche Judentum dem Zionismus gegenüberstand, der nach seinem Baseler Programm vom Jahre 1897 die Schaffung einer öffentlich rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina erstrebte. Den guten deutschen Staatsbürger erfaßte ein Schauder, wenn nur das Wort „Zionismus" fiel; ein großer Teil der Zionisten quittierte das mit einer gründlichen Verachtung des nichtzionistischen Judentums, in dem sie eine geschlossene Masse von „Assimilanten" sahen. Heute bietet sich ein anderes Bild. Der Palästinagedanke hat über alle großen und kleinen Bedenken gesiegt, die überwiegende Mehrheit des deutschen Judentums, fast alle maßgebenden Organisationen haben sich für die Beteiligung am Keren Hajessod ausgesprochen und treten damit für die von den Zionisten erstrebte jüdische Heimstätte in Palästina ein. Vertreter aller Richtungen — selbstverständlich außer den nationaldeutschen — arbeiten in den Keren Hajessod-Komitees zusammen. Also „gibt es keine Pyrenäen mehr", ist die Unterscheidung zwischen Zionisten und Nichtzionisten bedeutungslos geworden? Wer wirkliches Verständnis für die bewegenden Kräfte des Judentums besitzt, wird diese Frage verneinen. Wohl trennt das zionistische und das nichtzionistische Judentum keine unüberbrückbare Kluft mehr, noch immer aber scheidet sie eine deutliche Grenze. Wohl hat sich das Gesamtjudentum den Palästinagedanken zu eigen gemacht, doch erschöpft dieser keineswegs den ganzen Inhalt des Zionismus. Die entscheidende Tat Theodor Herzls war nicht die bloße Idee einer jüdischen Heimstätte in Palästina — diese Idee war schon vor seinem Auftreten lebendig — sondern die Verbindung der Palästinaidee mit dem jüdischen Volksgedanken, die Verkündung der Erkenntnis, daß das Judentum der ganzen Welt ein Volk, ein Volk ist, und der Aufruf dieses Volkes zur Erneuerung, zur Errichtung eines Zentrums in Palästina. Die öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte in Palästina war also für Herzl und ist heute für den Zionismus nur die Krönung des Volksgedankens, jüdisches Volk und jüdisches Palästina sind für ihn durchaus von einander abhängig. Das jüdische Volk kann auf die Dauer nicht ohne ein territoriales und geistiges Zentrum in Palästina bestehen, ein jüdisches Palästina andererseits nicht ohne das gesamte jüdische Volk aufgebaut werden; das ist die Bedeutung des nationalen Gedankens im Zionismus. Das Wesen des jüdischen Nationalismus wird allzu oft mißdeutet. Er ist nicht das Geistesprodukt eigensinniger Doktrinäre, sondern aus geschichtlicher Notwendigkeit heraus erwachsen, er bringt die unumstößliche Erkenntnis zum Ausdruck, daß die vielen Nöte des Judentums in den verschiedenen Ländern, im Osten und Westen, in Wirklichkeit nur ein einheitliches nationales Problem darstellen und daß dieses Problem nur durch die Kraft des zu einer schaffenden Einheit, zu einem Volke verbundenen Gesamtjudentums gelöst werden kann. Nur diese Idee vermag im Judentum die unermeßlichen Kräfte zu wecken, die zum Aufbau des jüdischen Palästina notwendig sind, nur sie vermag Menschen mit dem Opfermut und der Begeisterung zu erfüllen, welche die Pionierarbeit in dem unerschlossenen Lande erfordert. Nur die Macht, welche das 14 Millionen-Volk der Juden verkörpert, kann auf die Dauer die jüdischen Minderheiten in den einzelnen Ländern der Diaspora, insbesondere in den Ostländern, vor Unterdrückung schützen.

So, glauben wir, führt der nationale Zionismus allmählich zu einer Lösung des großen jüdischen Gesamtproblems. Die Lösung vollzieht sich für das jüdische Volk nicht von heute auf morgen, sondern im Wege der Evolution, der langsamen Entwicklung. Revolutionierend aber ist die Wirkung der zionistischen Volksidee auf den Einzelnen, dem sie sich offenbart hat. Wer den Zionismus wirklich erlebt hat, der fühlt sich innerlich gewandelt, sieht sich und die Umwelt in einem neuen klaren Lichte. Nicht mehr ringt er mit Zweifeln über Sinn und Wert seines Judentums, nicht mehr schwankt er als ein Entwurzelter haltlos zwischen Deutschtum und Judentum, er hat die Entscheidung gefällt und fühlt sich nun eingewurzelt im Boden jüdischen Volkstums, eingebettet in die Folge jüdischer Geschlechter. Das bedeutet nicht, daß es für ihn keine Fragen mehr gibt. Das Problem Judentum und Deutschtum besteht auch für den deutschen Zionisten. Das Dasein jeder nationalen Minderheit innerhalb einer Mehrheit trägt problematische Züge, verstärkt aber ist das Problem für den Westjuden, der sich zum jüdischen Volkstum bekennt, der aber die Sprache des Landes spricht, in dem er lebt, in den Sitten dieses Landes aufgewachsen und mit seinen Kulturinhalten angefüllt und mit jüdischer Sprache, Sitte und Kultur zumeist nur oberflächlich vertraut ist. Gewiß, dieses Problem des zionistischen Westjuden ist nicht leicht zu nehmen, aber — und das ist das Wesentliche — es liegt für ihn nur an der Peripherie, nicht im Zentrum. Der Schwerpunkt seines Wesens ruht sicher im Judentum. So ist es auch zu erklären, daß der Zionist den Antisemitismus innerlich leicht überwindet, während die Masse der Nichtzionisten von ihm in ihrem Gleichgewicht erschüttert, vielfach an sich und ihrem Judentum irre wird. Auch der Zionist betrachtet den Antisemitismus nicht als quantité négligeable, er bekämpft ihn — wir brauchen das in diesem Blatte nicht besonders zu versichern — energisch, aber der Antisemitismus kann ihm nur zum äußeren, nicht zum inneren Feind werden. In diesem Heim ist — nach dem schönen Worte Theodor Herzls — der Zionismus die Rückkehr zum Judentum vor der Rückkehr ins Judenland. Bleibt noch die immer wiederkehrende Frage zu beantworten, ob Zionismus, ob jüdischer Nationalismus mit deutschem Staatsbürgertum zu vereinbaren ist. Trotz aller Neumediationen derer um Naumann ist die Antwort ein entschiedenes Ja. Der Satz: cuius regio eius natio gilt heute nicht mehr; das Recht der nationalen Minderheiten ist im modernen Staate unantastbar. Und so nehmen auch wir das Recht für uns in Anspruch, in Deutschland unsere jüdische Eigenart nach unseren — leider beschränkten — Kräften zu pflegen und

fühlen uns doch, wie auf dem letzten zionistischen Delegiertentag feierlich erklärt wurde, deshalb nicht minder als gute deutsche Staatsbürger. Wenn aber jemand einwendet, daß der Antisemitismus trotzdem aus dem Zionismus Kapital schlagen könne, so merke er sich: Der eine fragt, was kommt danach, der andere, was ist recht, und dadurch unterscheidet sich der Freie von dem Knecht. Dr. N.

Der Misrachi

1. Der Name ist ein zusammengesetztes Wort: merchas ruchni = d. i. geistiger Mittelpunkt, und seine Träger bilden eine Vereinigung gesetzestreuer Zionisten in Form einer Föderation innerhalb der zionistischen Organisation.

2. Ursprünglich hatte der Herzl'sche Zionismus (1897) seine Tätigkeit auf organisatorische und politische Ziele gerichtet: Schaffung einer ausgedehnten Organisation und Durchsetzung des zionistischen Gedankens in der gesamten politischen Welt. Mit fortschreitender Entwicklung des Zionismus erfolgte neben und innerhalb der bisherigen territorialen Gliederung nach Landsmannschaften die Differenzierung nach geistig-kulturellen Gesichtspunkten, es entstanden Gruppen, die gesammelt für ihren Gedanken innerhalb der Organisation wirken wollten. Am V. Kongreß 1901 trat das zum erstenmal klar in die Erscheinung. Und das ist auch die Geburtsstunde des Misrachi und nach zweijähriger Vorarbeit erfolgte zu Preßburg 1903 die formelle Gründung dieser Föderation durch Rabbiner Reines A. in Lida, dem eine Reihe angesehener Rabbiner zur Seite standen: Gedalja Schmelkes in Przemysl, Brady, Oberrabiner in Prag, Kowalsky in Wloclawek und der leider so früh vollendete Dr. Nobel in Frankfurt u. a. mehr.

3. Der Misrachi entwickelte sich nach und nach zu einer Weltorganisation mit entsprechenden Landesorganisationen: markant waren die osteuropäische unter der Führung von Rabbiner Reines, die westeuropäische unter Dr. med. J. Feuchtwanger in Frankfurt a. M. und die amerikanische unter Rabbiner Dr. Klein in New York (einem Schwiegersohn von Direktor Mendel Hirsch in Frankfurt a. M.). Von allem Anfang an war der Misrachi in eine schwere Kampfstellung getreten, die schwerste Krise hatte er 1911 zu überwinden, als der damalige Kongreß die Fragen des Bildungs- und Erziehungswesens gegen den Willen des Misrachi als Sache der Gesamtorganisation erklärte und eine Bildung von Schulgemeinde u. dergl. für diese Zwecke ablehnte. Einem nachfolgenden Delegiertentag des Misrachi in Berlin wurde der Antrag unterbreitet, aus der zionistischen Organisation auszutreten und eine selbständige Organisation zu bilden. Dieser Antrag wurde mit überwältigender Majorität abgelehnt, infolgedessen traten eine Anzahl führender Persönlichkeiten aus dem Misrachi und der Gesamtorganisation aus. Nach dieser Krise wuchs der Misrachi von Jahr zu Jahr unter der Führung von Männern wie Hermann Streick-Berlin, Dr. L. Franck-Altona und Maier-Berlin, einem jungen russischen Rabbiner aus einer der bedeutendsten Gelehrtenfamilie des Ostens, der im hebräischen Organ der Bewegung, im „Haibri", mit großer Energie für den Misrachi wirkte, wie ähnlich die „Neue jüdische Presse" von Sally Geis in Frankfurt a. M. und die Hildesheimersche „Jüdische Presse in Berlin das gleiche Ziel in deutscher Sprache verfolgten.

Der große Krieg vermochte die weitere Ausbreitung nicht zu hemmen. Besonders wuchs in England unter der Führung von Chief-Rabbi Dr. Hertz und Dr. Schönfeld, dem Rabbiner der einzigen englischen orthodoxen Separatgemeinde und in Amerika; dort gehören ihm fast sämtliche orthodoxe Rabbiner und ein großer Teil der Orthodoxie überhaupt an. Auch in Polen erfuhr der Misrachi sehr ansehnlichen Zuwachs, ebenso in Holland und in der Schweiz. Selbstredend wuchs damit auch in all diesen Ländern das misrachistische Zeitungswesen in gleichem Maße, so daß der Misrachi auch publizistisch gut vertreten ist.

4. Das Programm des Misrachi, das über Zwecke und Ziele spricht, lautet: „Der Misrachi ist eine Vereinigung von Zionisten, welche die Verwirklichung des Baseler Programms auf der Grundlage und im Sinne des traditionellen jüdischen Gesetzes erstreben."

Der Misrachi erklärt demnach die Errichtung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina als Lebensbedürfnis des jüdischen Volkes und ferner, daß die Schaffung dieser Heimstätte dem jüdischen Volke die Möglichkeit gibt, politisch, wirtschaftlich, aber vor allem kulturell und religiös sein Eigenleben zu sichern. Der Misrachi ist der Überzeugung, daß wirksam nur dann daran gearbeitet werden kann, wenn das ganze jüdische Volk schon in der Diaspora in einer einheitlichen Organisation sich zusammenfindet, umso mehr ist das nötig, als in der 2000jährigen Galuthgeschichte die Einheit des jüdischen Volkes schon allzu stark geschwunden ist und wir dürfen nichts tun, was sie noch mehr gefährden kann. In diesem Ziel und Weg kann und muß eine einheitliche Organisation vorhanden sein.

5. Daraus erwächst dann das Einheitsbewußtsein und die Möglichkeit, ein einheitliches Gemeinwesen zu schaffen. In dieser Einheit des Gemeinwesens will der Misrachi die Aufgabe erfüllen, Kenntnis vom Judentum und Willen zur Betätigung dessen, was uns jüdisch heißt, denen zu bringen, die fremd dieser Überlieferung aufgewachsen sind. Nur so können wir Brücken schlagen und lebendig unter unseren Volksgenossen im Geiste des alten Judentums, der jahrtausende langen jüdischen Überlieferung wirken.

Der Misrachi will nicht die Erreichung des Baseler Programms schlechthin; er will sie auf Grundlage und im Sinne des überlieferten jüdischen Gesetzes. Und die überwiegende Anhängerschaft des Misrachi besteht aus Männern, denen dieses Gesetz heilige Überlieferung und Gottesgesetz ist und ein Teil seiner Anhänger rekrutiert sich aus Männern anderer Kreise, die aber nicht wünschen, daß die Juden als Assimilanten in die alte Heimat zurückkehren, sondern nach ihrem eigenen Gesetze dort leben.

Wir haben es wahrhaftig nicht nötig, eine ausführliche Erörterung anzustellen über die Gründe, die zu diesem Programm geführt haben. Der Misrachi ist sich vollkommen klar darüber, wie dieses Programm im Wirtschaftsleben, in der Gesetzgebung usw. durchzuführen sein wird und hat besonders am letzten Kongreß bewiesen, daß er die Kraft hat, die praktische Durchführung zu ermöglichen. Der Misrachi ist sich ferner völlig klar darüber, daß der schwerste Punkt die Kulturfrage sei. Sie soll aber nicht auf dem Wege des Zwanges gelöst werden. Wir lehnen das System der Staatsschulen ab, wir verlangen vielmehr den staatlichen Zwang zur Einrichtung von Schulgemeinden, die ein Netz von Schulen in ihrem Sinne errichten und diese Schulgemeinden erhalten das staatliche Steuerrecht für ihre Mitglieder. Also: Schulzwang — aber Freiheit dem Einzelnen, welcher Schulgemeinde er sein Kind anvertrauen will. Ein Minimalprogramm des Lehrstoffes fordert der Staat und wacht über dessen Durchführung, dazu gehört vor allem Kenntnis des jüdischen Schrifttums im weitesten Umfang. Damit ist jede Kulturdiktatur vermieden, aber auch die Hauptgrundlage von unjüdischer Kultur, Unkenntnis und Unwissenheit im Jüdischen wird erschüttert. Der unvermeidliche Kulturkampf wird von Parteien geführt werden, die alles Jüdische in sich aufgenommen haben, so daß daraus ein Kampf mit reinen Waffen unter Brüdern werden wird. An uns und allen Gesetzestreuen liegt es, dafür zu sorgen, daß wir durch die Kraft unserer Persönlichkeit und Überzeugung, durch mustergültiges und gewinnendes Vorleben konsequenter Jüdischkeit im religiösen und profanen Leben des Alltags durch die Hingabe unseres Seins für den Aufbau des Landes und des Volkes als echte Zionisten den geistigen und damit den praktischen Sieg erringen. Die bisherigen Schöpfungen des Misrachi in Erez Israel, besonders unter der Leitung von Dr. Schönfeld, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Wahrlich ein hohes Ziel, das des Schweißes der Edelsten wert ist — im schweren Kampf, den wir mit Zuversicht führen. Die Hoheit und Reinheit unserer Anschauung wird und muß sich durchsetzen, wir kämpfen für das Göttliche in unserem Ziele: Dem jüdischen Volk das jüdische Land im Geiste des überlieferten Judentums!

Dr. Jsaak Bamberger.

Hapoël Hazaïr

Die zionistisch-volkssozialistische Partei Hapoël Hazaïr ist ein Teil der allweltlichen zionistischen Arbeiterbewegung. Wie beinahe alle Gruppen der sozialistischen Bewegung der ganzen Welt betrachtet sie es als eine Aufgabe des Sozialismus, solche Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens herzustellen, die die dauernde Existenz verschiedenartiger Nationen gewährleisten. Ihr Nationalismus begründet sich auf dem Gedanken, daß nur durch das Dasein der verschiedenartigen Nationen eine Kulturproduktion der Menschen ermöglicht wird. Eine jede Nation, ein jedes Volk ist charakterisiert durch eine bestimmte Gesetzmäßigkeit des Lebens, die sich auf allen Gebieten — und auf dem der Kulturproduktion nicht zum wenigsten — deutlich ausdrückt. Diese bestimmte Gesetzmäßigkeit ist dadurch entstanden, daß die Uranlagen der heutigen nationalen Charaktere, die bereits als Erbgut einer unfaßbar langen Entwicklung eine verschiedenartige innere Struktur aufweisen, durch die Geschichte, die für jedes Volk einen anderen Verlauf nahm, für jedes Volk zu einem andersartigen Erlebnis wurde, weiter entwickelt und weiter differenziert wurden. So hat heute jedes Volk eine andere innere Struktur, andere innere Formen des Daseins, andere Möglichkeiten des Erlebens und andere Höhepunkte der Intensität. Und das alles äußert sich in einer anderen Auffassung, in einer anderen Beeinflussung des geschichtlichen Ablaufs und einer anderen Auswertung auf jedem Gebiet des Lebens. Aber erst dadurch, daß diese bunte Mannigfaltigkeit in die gährende und sich entwickelnde und reifende allmenschliche Kultur hineingetragen wird, wird diese aus einem grauen Chaos, einer gleichmäßigen Monotonie, einer nivellierenden Langweiligkeit zu einem differenzierten Etwas gemacht, dessen Wert in seiner bunten Schönheit liegt, darin, daß es, von verschiedenen Nationen gemäß ihrer verschiedenen inneren Struktur geformt, von verschiedenen Standpunkten aus einen anderen Anblick bietet und eine andere Antwort auf alle Fragen des Lebens gibt. Und da nun dem Sozialismus nichts ferner liegt, als die Kulturproduktion der Menschheit zu hemmen, da er im Gegenteil eine Weltanschauung der freudigen Aktivität, der freudigen Lebensbejahung ist, so ist es nur natürlich, wenn es allmählich in seinem Lager immer klarer wurde, daß nicht die Verschmelzung und Vermischung der Völker, nicht die Herstellung einer chaotischen, ungegliederten und unorganischen Menschenmasse,

sondern die Bewahrung der Individualität der Völker seine Aufgabe sei. Ebensowenig wie Sozialismus etwas zu tun hat mit dem, was man heute in Deutschland unter Nationalismus versteht und was kein wahrer Nationalismus ist, sondern ein Gemisch primitiver Instinkte nach Machterweiterung und primitiver Wünsche danach, auf Kosten anderer Menschen leben zu können, ebensowenig hat wahrer Sozialismus etwas zu tun mit dem kosmopolitischen Ideal von der Verschmelzung der Völker, der Vernichtung ihrer Eigenart. Der Sozialismus ist international, und das Zukunftsbild des Internationalismus zeigt ihm das Bild eines Bundes freier Völker, die in brüderlichem Wettstreit miteinander danach ringen, die Kultur der Menschheit zu bereichern, die sich aber ihrer Verschiedenartigkeit, ihrer besonderen Eigenartigkeit bewußt sind und diese bewahren als das kostbarste Kulturgut, als die Grundlage der menschlichen Kultur.

Von diesem Standpunkt aus wird für den jüdischen Sozialisten die Frage brennend, wie er die dauernde Existenz seines Volkes sicherstellen kann. Analysiert er die augenblickliche Lage des jüdischen Volkes, so muß er zu der Erkenntnis kommen, daß das jüdische Volk trotz seiner ruhmreichen Vergangenheit, trotz der starken und mächtigen kulturellen Kräfte, die in seinem Wesen liegen, heute kein Kulturfaktor der Menschheit ist, und er sieht, daß nicht einmal die nationale Existenz des jüdischen Volkes in seiner augenblicklichen Lage von Dauer sein kann. Seitdem die allmähliche Veränderung der gesellschaftlichen Zustände in Europa die Juden mitten in die kapitalistische Verkehrswirtschaft hineingestellt hat und sie so tagtäglich zu inniger Berührung, zu innigem Konnex mit der jüdischen Umwelt zwingt, seitdem datiert der Verfall und das langsam aber sicher zum nationalen Tode führende Siechtum des jüdischen Volkes. Auch die zukünftige sozialistische Wirtschaft der europäischen Völker wird eine Verkehrswirtschaft, eine grundsätzlich auf Austausch begründete Wirtschaft sein. Es ist eine offene Frage, wie weit diese sozialistische Verkehrswirtschaft auch nur im Stande sein wird, solche nationalen Minoritäten zu erhalten und vor der Assimilation an die fremdnationale Umwelt zu bewahren, die bis zu einem gewissen Maße konzentriert leben und an ihren nationalen Zentren einen Rückhalt haben. Die Antwort auf diese Frage wird erst die Erfahrung der Zukunft geben. Aber es ist keine Frage, daß eine nationale Minorität wie die jüdische, deren Glieder in einem derartigen Maße zerstreut sind und die keinen Rückhalt an einem nationalen Zentrum hat, dem nationalen Tode in der sozialistischen Verkehrswirtschaft ebenso entgegengeht wie in der des Kapitalismus. Das Streben des jüdischen Sozialisten, der eben darum, weil er Sozialist ist, die Existenz des jüdischen Volkes sicherstellen will, muß darum dahingehen, eine eigene, fest auf eigenem Boden gegründete Wirtschaft des jüdischen Volkes zu schaffen. Imponderabilien des Seelenlebens der übergroßen Mehrzahl der Juden, die rational schwer faßbar, aber die da sind und mit denen gerechnet werden muß, und die die große Masse der Juden mit diesem einen Lande Palästina verknüpfen und die ihnen nur dort die ungeheuren Anstrengungen möglich machen, die notwendig sind, führen dazu, daß der jüdische Sozialismus sich mit dem Zionismus verbindet und den Ort für die neue freie sozialistische Wirtschaft des jüdischen Volkes in Palästina fixiert.

Das Ziel des Hapoël Hazaïr ist also die jüdische sozialistische Gemeinwirtschaft in Palästina, d. h. eine Wirtschaft, in der an die Stelle der freien Willkür des Einzelnen planmäßige Regelung im Interesse der Gesamtheit tritt. Eines ihrer hervorstechendsten Merkmale ist, daß Konsum und Produktion wieder in einen direkten Zusammenhang gebracht werden sollen. Während sie heute nur durch den freien Markt in Verbindung stehen und der Produzent weder weiß, was die Schar der Konsumenten braucht, noch was in diesen Waren von seinen Konkurrenten gleichfalls produziert wird, soll in der planmäßigen sozialistischen Wirtschaft der Konsum den Ausgangspunkt der Produktion bilden. Die Gemeinwirtschaft ist so aufzufassen, daß die Gesamtheit des Volkes, d. h. alle seine arbeitsfähigen Glieder, in planmäßiger, auf den Bedarf gerichteter Produktion alles das herstellen, was die Gesamtheit braucht und was mit den Mitteln der heutigen Technik in einer solchen durchschnittlichen Arbeitszeit hergestellt werden kann, die dem Einzelnen zeitlich Spielraum genug läßt, sein Leben so zu gestalten, wie er es auf Grund seiner persönlichen Anlagen für richtig hält. Die in erster Linie auf Deckung des Bedarfs eingestellte sozialistische Wirtschaft will einem jeden zunächst einmal das Existenzminimum sicher stellen. Wie in einer belagerten Festung es keinen Unterschied mehr zwischen den Einzelnen gibt außer dem der natürlichen Befähigung, und jeder Einzelne herangezogen wird, sich der Gesamtheit zur Verfügung zu stellen, und die Gesamtheit jedem Einzelnen das gibt, was sie geben kann, so

ist der Grundgedanke der sozialistischen Wirtschaft der der gemeinsamen Produktion für den Konsum der Gesamtheit. Die Sicherstellung des Existenzminimums ist die Maßregel, die grundlegend die heutigen Gesellschaftszustände ändern soll. In der heutigen Gesellschaftsordnung wird die überwiegende Mehrzahl der Menschen gezwungen, in derartig unerhörten und unerträglichen Zuständen zu leben, daß von einer menschlichen Existenz kaum noch gesprochen werden kann, und es ist kein Wunder, daß heutigen Tags die großen Massen der Menschheit unfähig geworden sind, am geistigen Leben in irgend einem Sinne Anteil zu nehmen. Wäre es an sich auch schon eine Aufgabe, die ihren Wert in sich trägt, diesen verelendeten Massen zu nichts weiter als zu einer besseren materiellen Existenz zu verhelfen, sie aus einem tierischen Dasein heraus in ein menschliches Leben zu führen, so erhält der Sozialismus doch seine wahre Berechtigung noch besonders dadurch, daß diese Aufgabe um der Kulturentwicklung der Menschheit willen mit jeder Stunde dringender wird. Forderten wir für diese als notwendige Bedingung den Internationalismus, d. h. einen Zustand, in dem die Individualitäten der Nationen sich ausleben, so müssen wir jetzt hinzufügen, daß innerhalb der Nationen das gleiche Prinzip des Individualismus eine notwendige Bedingung hierfür ist. Nur dort, wo in einem Volke eine hinreichende Menge ausgeprägter Persönlichkeiten und starker Charaktere vorhanden ist, kann aus ihrem Zusammenklang, aus ihrer Anteilnahme am geistigen Leben sich die Kulturproduktion des Volkes entwickeln. Die heutige gesellschaftliche Ordnung hat einen gegenteiligen Zustand geschaffen. Sie zwingt die übergroße Mehrzahl der Menschen in Bedingungen des Lebens, die ihnen einfach nicht mehr die objektive Möglichkeit geben, über ihre rein animalischen Bedürfnisse hinaus ihre Persönlichkeit zu entwickeln, und auf der anderen Seite erzielt sie eine Häufung von Reichtümern, die einen starken Prozentsatz der Wohlhabenden von dieser Aufgabe abgelenkt und ihr Leben auf das eine Ziel eingestellt haben: die Häufung meßbaren und zählbaren Besitzes. Es bleibt also zwischen Massenelend und Reichtumsanhäufung eine kleine Zwischenschicht, vorwiegend aus sogenannten Intellektuellen bestehend, die allein die materiellen und psychischen Voraussetzungen vereinigt, die ihr den wahren Individualismus und damit Anteilnahme an der Kultur möglich machen; und es ist kein Wunder, daß diese Schicht nicht im Stande war, während der letzten wenigen Jahrzehnte die europäisch-amerikanische Kultur vor der beginnenden Volksentfremdung, vor der beginnenden Mechanisierung und vor der beginnenden Erstarrung zu bewahren. Die sozialistische Gemeinwirtschaft gibt jedem Einzelnen zunächst einmal in materieller und zeitlicher Hinsicht die Möglichkeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und wird so zur Voraussetzung wahrer geistiger Freiheit und des wahren Individualismus. Sie kann das Existenzminimum umso leichter sicherstellen, als bei einer planmäßig geregelten Wirtschaft alle die Reibungen und Schwächungen der Produktionskräfte fortfallen, die mit der freien Konkurrenz des Kapitalismus notwendigerweise verknüpft sind. Sie wird, um nur ein Beispiel von unzähligen zu gebrauchen, nicht 25—30% der arbeitsfähigen Menschen mit der an sich notwendigen, aber doch die Produktion nicht fördernden und deshalb auf das Mindestmaß der Kräfteabsorption zu beschränkenden Aufgabe der Verteilung beschäftigen, sondern nur 5—10%, und so allein hierdurch ein Fünftel der arbeitsfähigen Menschen für die direkte Erzeugung notwendiger Güter frei machen. Angesichts der entsetzlichen Notlage befindet sich jede Nation in der gleichen Situation wie die Bewohner jener belagerten Stadt, und wir im Augenblick der beginnenden Erfüllung unserer zionistischen Aufgabe mehr als alle anderen. Und es ist nicht einzusehen, warum nicht eben die gemeinsame politische Aktion auch die gemeinsame wirtschaftliche Aktion treten soll, warum nicht die Völker zur Abwehr von Hunger, Armut und Elend sich in gleicher Weise zusammenschließen sollen wie zur Abwehr äußerer Feinde.

Die Aufgabe der Errichtung einer sozialistischen Gemeinwirtschaft ist für jedes Volk anders gestellt, weil die inneren Gesetzmäßigkeiten und die äußeren Bedingungen eines jeden Volkes andersartige sind. Wir glauben nicht, daß es Zufall sei, wenn unsere Partei, die bewußt für das Ziel des freiheitlichen und dezentralistischen Sozialismus eintritt, innerhalb des jüdischen Volkes eine relativ größere Anhängerschaft zu vereinigen im Stande ist, als entsprechend freiheitlich-sozialistische Parteien bei manchen anderen Völkern. Wir glauben vielmehr, daß es zu den Gesetzmäßigkeiten des jüdischen Nationalcharakters gehört, daß besonders bei ihm nur die Form des Sozialismus Möglichkeiten der Entwicklung hat, die nicht die Monotonie des Massenelends ersetzen will durch die Monotonie des zentralistischen Zuchthausstaates, sondern nur der Sozialismus, der mit einem notwendigen Minimum von Zentralismus auskommt, die sozialistische Gemeinwirtschaft in erster Linie von unten herauf aufbauen will, aus sozialistischen Kommunen, die den Einzelnen nicht einer übermächtigen, bis in die innersten Sphären des individuellen Lebens eingreifenden Staatsgewalt gegenüberstellen, sondern ihm die Möglichkeit eigener Entwicklung, eigener Initiative und eigener Entscheidung geben. Darüberhinaus ist es klar, daß die objektiven Möglichkeiten für uns ganz anders liegen, als z. B. für den europäischen Sozialismus. Der europäische Sozialismus hat die Aufgabe, eine bestehende Wirtschaft zu erobern. Die

jüdische Wirtschaft kann aber nicht erobert werden, weil sie noch nicht geschaffen ist. Sie ist kein Objekt für Kämpfe, Verhandlungen und Friedensschlüsse, sondern nur das Objekt für aufbauende Arbeit. Für lange Zeit hinaus spielt für uns das bewegende Mittel des Klassenkampfes, das doch neben allen Gefahren auch ungeheure Vorteile hat, nur eine mehr als untergeordnete Rolle. Wir haben uns die Frage vorzulegen: Was hat der zionistische Sozialismus während der Kolonisationsperiode zu tun? Die Antwort darauf ist nicht: Klassenkampf, sondern: eine möglichst weitgehende Vorbereitung der zukünftigen sozialistischen Wirtschaft in Palästina. Aus beiden, aus dem Ziel des Hapoël Hazaïr, der sozialistischen Wirtschaft, die nach freiheitlichen und dezentralistischen Prinzipien geordnet ist, und der Andersartigkeit der objektiven Bedingungen für unsere sozialistische Tätigkeit, folgt, daß das hauptsächlichste Mittel unserer Bewegung der konstruktive Sozialismus ist. Wir halten es für unsere Aufgabe, an möglichst vielen Stellen Palästinas sozialistisches Leben zu erzeugen, möglichst viele dieser sozialistischen Kommunen, auf denen die zukünftige Wirtschaft Palästinas ruhen soll, bereits jetzt zu begründen. Es ist klar, daß ein derartiger Sozialismus, der kein Dogma und keine Doktrin außer dem einen, dem wirklichen sozialistischen Leben, vor allen Dingen eine Aufgabe ist der Schaffung, der Vorbereitung, der Erziehung von Menschen, die im Sinne dieses ihres zionistisch-sozialistischen Ideals ihr Leben gestalten. Während der palästinensische Hapoël Hazaïr in erster Linie die Aufgabe hat, diese Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen, ist es die Aufgabe der Galuthverbände der Weltorganisation Hapoël Hazaïr-Zeire Zion (Hitachduth), diese Menschen zu sammeln. Gemäß der Besonderheit unserer Aufgabe, den besonderen Anforderungen, die sie an den Einzelnen stellt, haben wir nicht die Möglichkeit, Menschen aufzufordern, sich uns anzuschließen. Wir haben nur die Möglichkeit, dort etwas zu wecken, wo bereits vorhanden ist, was unser Ideal von den Einzelnen fordert, und haben nur die Möglichkeit, diejenigen aufzufordern, zu uns zu kommen, die sich bewußt geworden sind, daß der Ruf des Hapoël Hazaïr auch an sie geht. R. S.

Die Geschäftstelle des Deutschen Landesverbandes des Hapoël Hazaïr ist: Berlin N., Auguststraße 17, Zimmer 26.

Personalia

Johann Saphier

Am 23. Februar ist Dr. Johann Saphier, Oberarzt der Münchener Klinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten, 37 Jahre alt, gestorben. Aus voller freudiger Arbeit wurde er herausgerissen; inmitten aussichtsreicher Pläne erlag er einem Schlaganfall. Er war einer der nicht gerade häufigen deutschen Zionisten, die diesen Ehrennamen verdienen: Er wollte Ernst machen mit der Übersiedlung; die Verwirklichung war in greifbare Nähe gerückt. Das so oft innerlich Geschaute sollte er nie wirklich sehen.

Saphier entstammte einer galizischen Familie, die ihm aber kaum ein jüdisches Wissen mitgegeben hatte. Erst während seiner Studienzeit und dann als Arzt in Wien machte er sich mehr mit jüdischen Dingen vertraut; konsequenterweise ging er diesen, einmal in ihm erwachten jüdischen Fragen nach und schuf sich so seine jüdische Weltauffassung, die immer stärker von dem Gesamtmenschen Besitz ergriff. Aber erst sehr spät, vor noch kaum einem Jahr begann er hebräische Studien, mit dem Alphabet angefangen. Selten ist er in jüdischen Dingen nach außen getreten. Er war ein bescheidener, ganz und gar unpolitischer Mensch, man kann sogar sagen, ein unpraktischer Mensch. Er arbeitete und glaubte an das gute Geschick; er hielt immer fest am Ziel mit dem Bewußtsein, es müsse gelingen. Aber das Leben ist eben oft unberechenbar, hart, grausam und rücksichtslos.

Eine Reihe äußerst wertvoller wissenschaftlicher Arbeiten legen Zeugnis ab von seiner ärztlich-wissenschaftlichen Tätigkeit. An gegebener Stelle wird davon mehr zu sagen sein. Auf jeden Fall spricht die Tatsache genug für sich, daß er in einer Stadt wie München eine Oberarztstelle inne hatte und sich in dieser Stellung behaupten konnte. Dazu trugen die herzlichen Beziehungen zu seinem Chef, Professor v. Zumbusch, wesentlich bei, mit dem er 14 Jahre zusammengearbeitet hat und der bei seiner Berufung von Wien hierher auch Saphier mitgebracht hatte. Noch wenige Wochen vor seinem Tode erzählte er mir, daß er außer an seiner Familie, insbesondere an seiner Frau, nur an drei Dingen hänge; hier im Golus an seiner Wissenschaft und an seinem Chef — und er hoffte auf Palästina. — Allzeit war er bereit, wenn man in wissenschaftlichen oder allgemein ärztlichen Fragen sich an ihn wandte, wobei sein großes medizinisches Wissen besonders zutage trat.

Wer ihn näher kannte, der wußte, wie froh dieser Mensch sein konnte. Er hatte einen sprudelnden Humor, der nie versagte, wenn er die Menschen lieb gewonnen hatte, die ihn umgaben; sonst war er still.

Gütig war er als Mensch wie als Arzt. Kranke und Wiedergesunde drängten sich weinend um seine Bahre. Er besaß — für sein Spezialfach besonders wichtig — so viel Takt und so viel Energie den Kranken gegenüber.

Wir trauern um ihn. Seit er nicht mehr unter uns weilt, fühlen wir doppelt, was er uns bedeutete. So still und so innig, wie er selbst war, wollen wir seiner gedenken. Dr. G.

Feuilleton

Jo Lhermann / Die Jüdin

(Schluß.)

Aber in regelmäßigen Zeiträumen wird dieses heiße Sehnen ihres Blutes immer sehr lebendig in ihr; immer um dieselbe Zeit, denselben Tag, ja, sogar um die gleiche Stunde. Und das ist so: jeden Freitag, nachmittags gegen 3 Uhr, wenn das Heim schon für den feiertäglich anbrechenden Sabbath gestimmt ist, geht sie zum Bade. Die Badeanstalt, die nach ganz besonderen rituellen Bestimmungen eingerichtete Räume hat, liegt am Ende der Stephaniestraße, an der Ecke der Donaustraße, eben gegenüber der Brücke, die in die andere Welt führt, und heißt Dianabad.... Mirjam, welche die Waschung ihres jungen, blütenfrischen Körpers mit derselben Peinlichkeit ausführt wie sie allen den religiösen Vorschriften, die ihr Leben genauest regeln und deren eine dieses freitägliche Bad gebietet, nachkommt, ahnt nicht, daß diese Zeremonie eine Heiligung ihrer einzigen jungfräulichen Schönheit, von der sie nichts weiß, denn in dem Gemach darf sich kein Spiegel befinden, bedeute. — — Aber nachher, wenn sie die Anstalt

verläßt und auf die Straße tritt, geht ein leiser, süßer Schauer durch sie, der von irgend welchen Wonnen spricht; und immer steht sie dann, in sich versonnen, eine kurze Zeit vor dem breiten Torbogen des Dianabades — bis sie der weittönende Klang der Glocken von Sankt Stephan mit vier Schlägen aus ihren Träumen schreckt und zum Heimweg mahnt. Und immer geschieht es, daß mit dem Glockenschlage aus dem Hause gegenüber der junge Arzt tritt, der eben seine Sprechstunde beendet hat. — Mirjam sieht, halb unbewußt, verstohlen hinüber und der Arzt grüßt mit sehr tiefem, sehr ehrerbietigem Lüften seines hellen Hutes, der ihm ein wenig flott und fröhlich auf dem blonden, glatt gescheitelten Haar sitzt. Aber Mirjam dankt nicht — dankt niemals — und beeilt sich sehr, heim zu kommen. Sitzt sie dann des abends mit den Eltern um den festtäglich gedeckten Tisch, über den die Sabbathkerzen mit warmem, freundlichem Schimmer leuchten, und der Vater spricht die Heiligung und betet Dank dem Herrn der Heerscharen, der seinem Volke den Sabbath gegeben, und bricht das Brot, so fühlt sie sich so wohl behütet — und ihre Wünsche schlafen wieder ein.

Mirjam kennt den jungen Arzt, der sie seit einigen Wochen jeden Freitag um vier Uhr so tief grüßt und dessen Gruß sie nie erwidert, nicht; sie weiß nichts von ihm, nicht einmal seinen Namen, denn niemals hat sie das weiße Täfelchen am Tor des Hauses, das er bewohnt, gelesen. Einmal hat sie irgendwie seinen Beruf erfahren — sie wüßte nicht einmal anzugeben, von wem oder bei welcher Gelegenheit — und fragt auch niemanden nach ihm, ja, sie vermeidet es sogar bei ihren seltenen Spaziergängen geflissentlich, an seiner Wohnung vorbei zu kommen, und daß sie ihn so regelmäßig einmal in der Woche trifft, das ist wohl auch nur einer jener entschuldbaren Zufälle, deren Eltern die unausgesprochenen Wünsche sind, und denen sich eben nicht entgehen läßt — denn entflieht man ihnen heute hier, so kommen sie einem morgen dort entgegen — und also ergibt man sich ihnen. Und da sie ihn ja nicht beachtet, so tut sie doch auch ganz gewiß nichts Böses, denn sie denkt niemals an ihn — etwa daran, daß er blond ist — oder daß er ein Mann ist — oder gar etwa, daß er in sie verliebt sein könnte. Kommen ihr aber, trotz allem, verbotene und törichte Gedanken solcher Art, etwa des Abends, wenn sie die Glieder lose unter die weiße Bettdecke steckt, so weiß sie sich sehr leicht zu helfen: sie betet — oder sie zählt bis tausend — oder sie läßt vor ihrem inneren Auge eine Hammelherde, Tier für Tier, eines hinter dem anderen, über einen Zaun springen — und schon ist Nacht um sie und kein Arzt und kein Mann und kein böser Gedanke mehr da. Und so, da sie gar nichts von ihm weiß, weiß sie auch nicht, ob er unverehelicht und ob er fromm und ob er überhaupt Jude ist — und das wäre ja alles natürlich sehr, sehr wichtig — für alle Fälle — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Einmal aber erfuhr sie alle diese Dinge. Und das geschah am Vorabend des Versöhnungstages, des Festtags der Festtage, den Gott sich selbst geheiligt hat und den selbst ein nicht ganz so rechtgläubiger Jude nicht zu halten niemals wagen würde. An diesem Tage, den man mit Recht den langen Tag nennt, weil seine vierundzwanzig Stunden schwerer wiegen und härter zu ertragen und länger sind als die vierundzwanzig Stunden jedes anderen Tages, ist keine Zeit zur Arbeit und zum Essen und zu allen sonst lebensnotwendigen Dingen: dieser Tag ist nur dazu da, Gott in sich zu tragen und ihn mit allen Gedanken zu erfassen, mit ihm zu ringen, wie es einst Jakob bei Pniel tat, und sich ihm zu versöhnen, alle seine Sünden von sich zu werfen und reiner Seele von ihm zu gehen. An dem abendlichen Beginn dieses Tages war Mirjam, wie sie es alle Feiertage war, im Bethaus, und saß unter den Frauen; aber ihre Gedanken waren nicht so ernst, wie es sich geziemt hätte, und es war ein anderes Gefühl als das der Frömmigkeit, mit dem sie die wundersame Musik des Kol Nidre so ganz, ganz erfüllte — aber es war ein so schönes Gefühl — — Und in der anderen Abteilung, unter den Männern, saß der junge Arzt; er war nicht gekommen, weil ihm etwa der Gott, zu dem man hier aufschrie, hergezogen hätte, sondern weil er die Schönheit dieser Stunde und der Musik und des jungen Mädchens, das er irgendwo in diesem Raum um sich wußte, liebte — und also war auch sein Herz voll.

Mirjam hatte nicht gewußt, daß er da war. Aber es geschah, daß sie, als sie mit den Anderen nach Beendigung des Gottesdienstes das Haus fast schon verlassen hatte, merkte, daß sie ihr nach der Vorschrift dieses Tages mit einer Nadel angestecktes, nicht in der Tasche aufbewahrtes Taschentuch an ihrem Platz im Betsaal verloren haben mußte. Sie wandte sich noch einmal, ging in den leeren Raum zurück, nahm das Taschentuch an sich und schritt sehr langsam dem Ausgange zu. Die Besucher hatten sich inzwischen verlaufen; als sie heraustrat, war sie allein — und vor ihr stand der junge Arzt. Er hatte sie, ganz einfach, erwartet. Und er streckte ihr, wieder ganz einfach, die Hand hin und grüßte: „Guten Tag, Mirjam!" Er ließ ihre Hand, die sie fast willenlos in die seine gelegt hatte, auch nicht mehr los, und so schritten sie nebeneinander, Hand in Hand, den Weg zu ihrem Hause, wie in einen warmen Mantel gehüllt von den zärtlichen Schatten der abendlichen Septemberdämmerung, erfüllten Glückes — ohne ein Wort miteinander zu sprechen. So gingen sie — und dieser Gang schien ihnen so unendlich lang und gleichzeitig so schmerzlich kurz — so, wie das Leben es ist. Sie kamen an das Haus, in dem Mirjam wohnte; er ließ ihr den Vortritt und trat hinter ihr ein, wie wenn das so sein müßte. Und in dem Halbdunkel des Raumes nahm er sie plötzlich in seine beiden Arme und hob die schlanke, federleichte Gestalt des Mädchens ein wenig und preßte seine Lippen auf ihren niegeküßten Mund. Aber die ihren öffneten sich und erwiderten fest, nicht wild, seinen Druck in einem Kuß, in dem Leben und Glück und Leid und Tod lag. — — So küßte sie ihn, an diesem Abend, dem Vorabend des Versöhnungstages, des heiligsten aller Tage, der nur Gott gehört — — so sehr sündigte sie wider das Gesetz.

Sie riß sich mit einem Ruck aus seinen Armen und lief die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf; da sah sie vor sich ihren Vater. Seine alte Gestalt schien noch gebeugter als sonst und seine Augen waren so sonderbar hart — da wußte sie, daß er es gesehen hatte. Er sprach kein Wort, er durfte ja auch nicht schelten, denn es war doch Versöhnungstag; aber sie empfand seine Blicke wie Steinwürfe, und sie waren wohl auch so, denn er kannte das Wort nicht oder wollte es nicht kennen: „Wer von euch frei von Sünde ist, der werfe den ersten Stein!"

Den nächsten Tag saß Mirjam, von sieben Uhr morgens bis des Abends um sechs, im Gotteshaus, ohne Unterbrechung, nicht einmal zu den Pausen verließ sie ihren Platz. Aber sie sang nicht und betete nicht und schlug sich nicht auf die Brust; ihr Mund, ihr lieber, sündiger, geküßter Mund blieb fest geschlossen, um ihr Haupt war unsichtbar die Strahlenkrone des Leids.... Die Frauen,

die um sie saßen, betrachteten sie erstaunt; aber sie sahen die Krone nicht und verstanden nicht und erkannten nicht, daß Mirjam, die hier saß, eigentlich nicht Mirjam, sondern Maria Magdalena war.

Hiemit ist diese Erzählung zu Ende. Denn es erübrigt sich eigentlich, zu berichten, daß Mirjam des Abends nach Neïle, dem Schlußgebet des Versöhnungstages, nicht wie die anderen nach Hause ging, sondern durch die Stephaniestraße am Dianabad vorbei auf die Brücke kam, die über den Donaukanal führt, und dort lange stand — so lange, bis sie das Dunkel der Nacht umfing — und daß sie am nächsten Morgen tot aus dem Wasser gezogen wurde. Denn solche Dinge ereignen sich ja alle Tage.

Gemeinden- u. Vereins-Echo

Klavierabend Marie Zweig, Berlin: Wir weisen besonders darauf hin, daß am 7. März die Pianistin Marie Zweig im Museumssaal einen Klavierabend — den einzigen dieser Saison — geben wird. Marie Zweig, die wir als eine äußerst ernste und talentvolle Künstlerin schätzen, hat bei ihrem Vortragsabend in Berlin den besten und verdientesten Erfolg gehabt; wir hoffen, daß das jüdische Publikum in München Marie Zweig Gelegenheit geben wird, ihre Fähigkeiten hier zu zeigen und zu beweisen durch entsprechendes Interesse und zahlreichen Besuch. (Näheres siehe Inserat.)

Der Verband jüd. Jugendorganisationen gibt bekannt: Dienstag, den 7. März 1922 abends 8 Uhr spricht im Rückgebäude des Gemeindehauses, 1. Stock (nicht im Kommissionszimmer) Herr A. Stiefelzieher über „Ostjudenfrage in München". Die Gemeindevertretung ist hierzu herzlich eingeladen.

Jüd. Jugendverein München. Montag, 6. März, abends 8 Uhr im Bibliotheksaal Frau Minna Lewin: Jugend einst und jetzt. Gäste willkommen!

Jüdische Arbeitsgemeinschaft. Samstag 8 Uhr Peterhof.

Der Ball der **Jüdischen Arbeitsgemeinschaft München:** Einen sympathischen Erfolg hatte die noch so junge Jüdische Arbeitsgemeinschaft München mit ihrer Veranstaltung am 19. Februar 1922. Zuerst sprach Bruno Kluger einige herzliche Worte des Grußes, worauf die künstlerischen Darbietungen folgten. Unter diesen leuchtete hell als Stern des Abends Lilly Freud-Marlé, die in ihrer einzigartigen Weise lyrische Dichtungen zum Vortrag brachte, und besonders bei Wiedergabe eines Andersen'schen Märchens flogen ihr wohl alle Herzen zu. Nichts mehr konnte ihr den Erfolg streitig machen, einen so angenehmen Eindruck auch die darauf folgende Vorlesung Ludwig Donaths (Kammerspiele) auf das literarisch-interessierte Publikum machte. — Besonders zu begrüßen ist auch, daß die Jüdische Arbeitsgemeinschaft für ihren Abend einen Pianisten wie Heinrich Schalit zu gewinnen wußte, dessen Künstlerschaft weit bekannt und anerkannt ist. Und er hat aufs Neue diese Künstlerschaft bewiesen. Er brachte vier Sonaten von Scarlatti in vollendeter künstlerischer Ausführung zu Gehör. — Mit Kompositionen von Josef Ziegler wurde man schon bei einzelnen Gelegenheiten bekannt gemacht. Nun lernte man wieder drei Lieder von ihm kennen, die aufs Neue sein starkes kompositorisches Talent bewiesen. Den stärksten Eindruck machte auf mich das „Ehelied", das auch Sonja Fleischer am besten gelang. Sie ist keine Sängerin größten Stils, keine, die durch außergewöhnliche Schönheit ihrer Mittel blendet, aber sie erfreut durch die feine, stille, unaufdringliche Art ihres Gesanges und die Mühelosigkeit der Tonerzeugung. Obwohl sie stets bemüht ist, ihr ganzes Können von der besten Seite zu zeigen, vermochte sie den übrigen zwei Liedern nicht vollkommen zu ihrem Rechte und der ihnen gebührenden Achtung zu verhelfen. Schade! — Der Komponist begleitete seine Lieder selbst geschickt und musikalisch. — Zu Beginn des musikalischen Teils erfreute Curt Stern (infolge Erkrankung von Sali Hoyda) durch Wiedergabe einer Mozartsonate, deren erste beiden Sätze ihm besonders gut gelangen. — E. K.

Der diesmalige Spendenausweis wird wegen Platzmangel erst nächste Woche erscheinen.
Die Redaktion.

Die Geburt ihres Sohnes
Ernst Gabor
zeigen an
Dr. ELIAS STRAUS und Frau Dr. RAHEL
geb. Goitein
München, 25. Februar 1922

Statt Karten
MOSCHE KÖNIGSBERG u. FRAU HEDDA
geb. FLEISCHMANN
zeigen hocherfreut die Geburt eines kräftigen Jungens an u. beehren sich alle Freunde u. Bekannte zu der Sonntag, den 5. März, 9[30] Uhr stattfindenden
ברית מילה
herzlichst einzuladen.
MÜNCHEN, den 5. Adar 5682
Königinstr. 15/I

Verantwortlich für die Redaktion: Karl Glaser, Nürnberg, für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Herzog Maxstraße, München.